

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

199 (29.8.1931) Die Mußestunde

Welt und Wissen

Begegnungen mit Beethoven

Eine Begegnung zwischen Mozart und Beethoven verlief sehr interessant. Beethoven kam als Jüngling zu kurzem Aufenthalt nach Wien und wurde zu Mozart geführt, um ihm etwas vorzuspielen. Als Beethoven sein Spiel beendet hatte, blieb Mozart sehr kühl und hatte nur ein paar flüchtige Lobesworte, da er das Gehörte für ein eingelerntes Paradestück hielt. Beethoven ahnte den Grund von Mozarts Zurückhaltung und bat ihn nun, ihm ein Thema zu geben, über das er frei phantasieren könne. Begeistert durch die Anwesenheit Mozarts, den Beethoven verehrte, kam er in großen Schwung, und Mozarts Aufmerksamkeit und Spannung wuchs dauernd. Schließlich ging er leise zu einigen im Nebenzimmer sitzenden Freunden und äußerte: „Auf den geht ach! Der wird einmal in der Welt von sich reden machen!“

Wozu die Jahre zählen? Der Marschall Bassompierre fragte eines Tages einen seiner Freunde, wie alt er sei. — „38 oder 48 ungefähr“, antwortete der Gefragte. — „Donnerwetter, Sie wissen nicht, wie alt Sie sind?“ — „Wozu?“ — „Ich zähle mein Geld, meine Silberlöhne und meine Einkünfte, weil ich etwas davon verlieren oder bestohlen werden könnte. Aber meine Jahre wird mir keiner stehlen, und verlieren werde ich auch keine mehr davon. Wozu also zählen.“

* **Craifers Kuffkauf.** Crafter, der bekannte amerikanische Förderer der „Antikubewegung“, hat sich nach England eingeschifft, um dort gleichfalls für seine Theorie der Gefährlichkeit des Küffens Anhänger zu werben. In Newart, der Hauptstadt des amerikanischen Staates Newerley, in der Dr. Crafter als Chefarzt des Städtischen Krankenhauses wirkt, bekamen u. a. sämtliche Babys auf ihre Küffen den Satz gestiftet: „Bitte küssen Sie mich nicht, ich möchte gesund bleiben.“ Dr. Crafter hält zwar nicht das Küffen selbst für eine Krankheit, vertritt aber die Meinung, daß durch diesen körperlichen Aktivismus zu leicht Krankheitskeime übertragen werden. Aus dem gleichen Grunde ist Dr. Crafter auch ein Feind des Lippenstiftes, dessen lebrige Schicht auf Batterien dieselbe Anziehungskraft ausüben soll, wie eine Fliegenblüte auf Fliegen.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angekündigten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

„Ein steiniger Weg“. Im Verlag J. S. W. Diech erschien eine Neuausgabe der unter dem Titel „Ein steiniger Weg“ zusammengefaßten Lebenserinnerungen Ottilie Baaders. In schlichter Sprache wird in diesem Buch viel lauge Beobachtung und auch Erfahrung dem Leser vermittelt. Der kämpferische Lebensweg Ottilie Baaders, die u. a. die Bismarck-Ära der Arbeiterkämpfe und die Sturmzeit des Sozialistengesetzes miterlebte, ist ein anschaulicher Beweis dafür, wie eine einfache, frage und ernste Arbeiterin swangsauf die Schicksale ihrer Gesellschaftsgenossen und schließlich der ganzen Arbeiterklasse mitbewußt sein kann. Das mit einem Bildnis der verstorbenen Führerin geschmückte Vornwort von Marie Sackag verleiht dem Buch kostet 1.50 M. und ist durch die Parteiluchhandlungen zu beziehen.

Die Gemeinwirtschaft (Drei-Reis-Verlag Bad Dürkheim) hat im vorliegenden Heft 8 (August 1931) einige gründliche Arbeiten über die recht armen Gebiete vom „Sozialismus, Volkswirtschaft und Katholizismus“ und ihren Beziehungen zum wirtschaftlichen und demokratischen Sozialismus; das Problem, ohne christliche sozialistische Arbeit, die Schwierigkeiten der Zeit zu bewältigen, wird dem Rom beider Epochen und auch dem Mostan immer mehr zum Verständnis. Zu dem Artikel über „Die soziale Wohnung“ wird eindringlich und sachlich daran erinnert, daß nicht nur trop — sondern gerade wegen der Wirtschaftskrise, der Finanzkrise und der politischen Reaktion der Wohnungsbau eine kulturelle und wirtschaftspolitische Notwendigkeit ist, zudem eine der fruchtbarsten Möglichkeiten bietet, in breiter, gesunder Form die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. Es wird in dieser Abhandlung allerdings empfohlen, öffentliche Mittel nur für den Bau von Arbeiterwohnungen, Arbeiterwohngruppen in Großwohnkomplexen auf gemeinnütziger Grundlage bereitzustellen. Die wichtigste bis jetzt geübte Wertempfehlung öffentlicher Mittel zur Errichtung von Einzelwohnhäusern oder Großwohngruppen muß einer bedarfsorientierten organischen Wohnungsbaupolitik weichen. Wien ist Vorbild. Vom „Umhaue-Verdacht“ in diesem Heft sind vor allem zu erwähnen die Besprechungen der letzten Geschäftsberichte von den Bauingenieurverbänden in Stuttgart, Wiesbaden und Kiel von Franz Feuerlein, sowie die Tagungsberichte Hermann Feilners vom Genossenschaftstage in Magdeburg und dem Parteitage in Leipzig. Andere gut informierende Berichte und Besprechungen beschließen den Inhalt dieses Heftes, dem stärkste Beachtung und weitest Verbreitung zu wünschen ist.

Anna Karawajewa; Fabrik im Walde. Einzige autorisierte und vollständige Ausgabe. Aus dem Russischen von H. Kamm. 600 Seiten, Brosch. 5.— M., in Ganzleinen geb. 7.— M. Verlag der Jugend-Internationale, Berlin. Der Aufbau eines großen Zuckerverwerks in einem der ungeliebten russischen Waldgebiete und die Umwälzungen, die das Werk im Leben des Dorfes und der Menschen hervorruft, sind der Inhalt des Buches. Die Tochter der Stadt, die große Industrielle, zieht in das finstere russische Dorf. Der Abgrund zwischen Stadt und Land, der Millionen von Licht und Kultur anschießt, beginnt sich zu schließen. Aber bevor sie sich zu einer höheren Einheit verschmelzen, prallen noch elementare Kräfte aufeinander. Dieser Zusammenstoß weist im vorletzten, finsternen russischen Dorf neue Kräfte. Schimmernde Gegenstände treten an den Tag. Ein erbitterter Klassenkampf zwischen armen Bauern und reichen, ausdeutlichen Anklagen enden im Dorf und macht seinem ruhigen „Stübchen“ Polen ein Ende.

Käffelecke

Zifferblatt-Käffel



- 1 2 3 4 Süßfrucht
- 2 3 Nahrungsmittel
- 2 3 4 Kälterzeugnis
- 1 2 3 4 5 Unternehmen
- 6 7 8 Umhandelswort
- 9 10 11 12 Fortbewegung
- 10 11 12 Umgang
- 1 — 12 — Was jeder gern unternimmt.

Biere-Käffel

Die Wörter: Straßburg, Konstantin, Christkind, Weintraube, Funfspruch, Mariensell, Kommandant, Sievermann, Cameleon und Schoenich sind so in ein Biered von 10x10 Feldern unterzubringen, daß die schräge Linie von Unten oben nach rechts unten ein neues Wort nennt.

Käffelausföjungen

Verjörbild: Stelle das Bild auf den Kopf. Im Hausdach erblickt man den Kopf einer jungen Dame, deren Oberkörper zwischen Dach und Mond sichtbar wird.

Silben-Käffel: frei, küß = Freischuß. (Text von Kind, Muß und Weber).

Richtige Söjungen fanden ein: Julius Grimmer, Karlsruhe; Emil Funt jr., Linfenheim.

Wig und Humor

Kindergeschichten

Das gebrannte Kind. Der alte Baruch erkrankte unlängst, einen kleinen Knopfleid untern Arm, im Stadtpark. „Derr Baruch“, fragte verwundert ein Bekannter, „wosu schleppest du das Zeug mit dich herum, im Stadtpark gibst doch genügend Bänke!“

„Das werde ich Ihnen sagen“, replizierte Baruch, „seit ich an Danataktien fünf Milie verloren habe, seitdem verlaß ich mich auf gar keine Bank mehr!“ (Aus der soeben erschienenen Nummer 32 der „Lustigen Blätter“ (Verlag Dr. Seltz-Ebster K.-G., Berlin SW 68). Die „Lustigen Blätter“ sind zum Preise von 50 Pfg. überall erhältlich.)

Der Wachtelstern

Kurichen fährt in Hamburg mit der Mama Straßenbahn. Die Hamburger Straßenbahn A.G. zeigt ihre Initialen H.S.A.G. auf jedem Polsterkissen eingewebt. Kurichen veracht eifrig seine ABC-Kenntnisse an dem gegenüberliegenden freien Sitz zu erproben. Da steigt eine Dame ein und setzt sich drauf. Diese Störerin läßt Kurichen auffahren. „Mama“, fragt er, „wie heißen eigentlich die vier Buchstaben, auf die sich die Frau eben gesetzt hat?“

Das Wienenfied

Die vierjährige Gwendolin hat ein Schwesterchen von sechs Monaten. Sie fragt ihre Mutter: „Warum singt eigentlich Bati heute abend immerfort?“ „Bati singt, um dein Klein-Schwesterchen einzuswiegen; Baby soll doch schlafen.“ „Wenn ich Baby wär — ich würde tun, als ob ich schlief, damit der Weniig aufhöört!“

Haustrieg

Es ist Haustrieg. Papa und Mama sanken um das nie zu reichende Wirtschaftsgeld, und Bürgens nervöse Mama hat eben ihr Haushaltsbuch zu Boden geschleubert — dabei ging mit lautem Getöse auch eine Waie in Trümmer. Krach, öffnet Bürgens die Zimmertür, sieht die Bekkerung, und es entziehen sich ihm die strahlenden Worte: „Na, da bin ich ja in eine schöne Gesellschaft ringeraten.“

Orthographie

Der Lehrer macht den Kleinen Orthographieunterschiede klar: „Hauptwürter werden groß geschrieben. Alles was man anrufen kann: Tisch, Stuhl, Schrank, Schwanm, Kreide — wird groß geschrieben. Was man nicht anrufen kann, wird klein geschrieben.“ Darauf bittet er eine Geisichte vom Joel. Der beste seiner Schüler hat Joel stets klein geschrieben. Vertraut, verteidigt er sich: „Joel wird klein geschrieben, denn man kann ihn nicht anrufen!“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Mußbestunde zur Unterhaltung und Belehrung

35. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 29. August 1931

Unser Los

Es ist die Armut, die uns niederdrückt... Die Ironie ist es, die uns das Herz verpflückt und jede lichte Stunde uns zerstört. Es ist der Hunger, der uns niederbeugt. Der Kummer ist's, der uns stets umschleicht. Der jedem Sonnenstrahl den Weg verwehrt. Es ist des Daseins Kampf, der uns unwilltirt. Der uns den Tag, der uns die Nacht verbittert. Es ist die Not, die uns die Freude nimmt. Das Elend möcht uns jeden Wunsch erfüllen. Will jeden Keim an Glanz und Licht erdrücken. Den Rest an Hoffen rauben, der im tiefsten Herzenswinkel glimmt. Doch dieser Hoffungsrest wird einst erglücken und durch Millionen Herzen werden Flammen zucken. Denn einst zieht uns ein spätes Glück aus allem Dunkeln. Der Freiheit Glanz läßt alle Himmel lichtgeladen funkeln. Wir sind erlöst — erlöst von allen Qualen.

Willy Wagner-Stürmer

Im fünften Erdteil

Lauchbuch einer Weltreise von Kurt Offenbura

Fast Mitternacht. Ich sitze in meinem Hotelzimmer, hoch über dem Strassenhauch. Vom Hofen herüber heult das Nebelhorn eines Dampfers. Dreimal lang gezogen: dunkel brummend, weit über diese weite Stadt hin. Komische Sache: wie dieser Ton ins Zimmer dringt, es erfüllt mit starkem und autem Klang. — Ich wundert das bedrückende Gefühl der Einsamkeit, das diese Nacht die Arbeit wieder unmöglich macht.

Nach einmal das dreifache Signal; gewaltig aufkeulend, machtvoll. Die Unruhe aller Siffer der Welt ist in ihm; die Beulidung der Werte; die Schönheit nach Meeren und — Heimat. Nie gab es einen schöneren Ton, niemals klang eine Muße freier als das sinnle Nebelhorn irgend eines Uebersee dampfers im nächstlichen Hafen von Sndnen...

Seute fuhr ich zum vierten Male — die Gastfreundschaft ist groß und fast selbstverständlich in diesem Lande — durch die Suburbs. Die Worte, Wohnviertel von einer Ausdehnung wie in keiner anderen Stadt der Welt. Jede Familie hat ihr Einfamilienhaus mit einem Stück Garten. Wer wundert sich noch über die Weitläufigkeit der australischen Städte. (Die paar Duzend Mietskasernen, meist für Sunagellen oder kinderlose Ehepaare, spielen prosentual keine Rolle. Aber ausschlußreich bleibt, daß 41 Prozent der Bevölkerung im eigenen Hause und nicht in Mietswohnungen in Brisbane diese Zahl auf 61 Prozent (!) steigt.) Die City selbst ist Geschäftszentrum: Büros, Banken, Warenhäuser, Hotels, Post und Regierungsgebäude. Alles geballt auf engstem Raum zwischen Circular Kai, der Hafenfront, und dem Zentralbahnhof. Und dennoch inmitten der City wunderbare Graslflächen, weite Parks: der Botanische Garten und die Domain. Stelle dir vor, in Deutschland kämen in der Mittagspause die Angestellten aus Büros und Geschäften, um sich auf den Kalen der Parks zu lagern und hier zu weipern. Es schadet nicht dem Hofen und nicht den Blumen daneben, und da der Schatten unter den Bäumen ebenso wie das Trintwasser aus besonderen Brunnen für alle und jeden. Ein „Es ist verboten“ ist hier unbekannt. In der Domain wiederum, da tummeln leben Sonntag sich — Erinnerung an Ende Park — die „Seifenküchen“-Küchen; verlinken mit rauber Stimme alle rellidien — und politischen Erganellen; und interessierte Hörer finden sich hier ein. Kein Versammlungsort außer freiem Himmel, wie im fetteren Vaterland. Allerdings auch keine Messer und Pistolen, die als Beweismittel angewandt werden von neilichen — Söldnerbewohnern.

Was lagte ich vor 18 Tagen, als ich das Wenige da oben schrieb: „Schöner Hafen der Welt? Seute, drei Wochen später... Drei Wochen bin ich in Sndnen, dem Herz des Mutterstaates Neu-Sidwales. Der Hafen ist mir schon vertraut, ich war in allen Winkeln. Nicht nur dort, wo täglich der Ausflugsdampfer anlegt: er kommt nicht dort, wo täglich der Ausflugsdampfer in die Botany Bay. Wichtigster als der Geburtsort der australischen

Geschichte, der sich hier begab; wichtiger als die Vergangenheit ist die Gegenwart.

Ein neuer Hafen wird hier sich aufbauen; vorläufig antern nur Dellschiffe, aber je weiter die Stadt sich ausdehnt und wenn einmal geschlossene Fabrikviertel wachsen, dann wird Botany Bay so wichtig sein für Australien wie jetzt Port Jackson.

Gewohnheit kumpft ab? Mag sein. Aber der Hafen, er ist noch immer schön, beruhigend, zauberlich. Schön wie am Tag, da ich zum ersten Male einfuhr; nur einen Tag; und Nachtzeiten; da ich herüberfuhr vom heiteren Boziffstrand in Manly — das Kreuz des Südens — schauelte über unseren Köpfen und auf dem Fährboot waren etliche sehr bleich, so bleich ein Southern (Südwind) von der offenen See herein —; da ich zwischen La Perouie und Kornell kreuzte und überall dem arden Schatten Captain Cooks begegnete; da ich sie alle weiß die verschwiegenen Buchten — arties Bauklufe, wilde Wäldern und heimatische Mosmans Park — leht... Seit erst mißtraue ich nicht mehr. Sage ehrlich (und beglückt); es ist kein Promanandisimus, kein nachgeplanteper Wahn — dieser Hafen ist der schönste der Welt. Er ist's, weil er wandelt sein Antlitz von Stunde zu Stunde; weil er in sich schlüßelt alle Stalen, die eine Landschaft geben kann. Das ist am Tage.

Nachts aber, da ist sein Zauber vielleicht noch gewaltiger. Unvergleichlich die Abende, wenn ich vom hochgelegenen Garten des Freundes hinüber sah nach Double oder Rosebay, wo tauende Lichter an den Hängen flammten; oder wenn der Blick auf der Stadt-Silhouette ruhte: ein wirbelndes Spiel von Lichtreflexen, drüben über dem Hofen und getümt in den Himmel. Hier oben aber im Garten war die wunderbare Gasse, als wäre die lärmvolle Stadt (mit ihrer entsetzlich geräuschvollen Tram) hundert Meilen weg. Nur das leise Klackern des Wassers drang herauf, wenn ein Fährboot in die Nacht einfuhr, und seine Lichter spiegelten sich auf der dunklen Fläche. Der Wind strich durch die Baumarme, die Gullatonsbüsche und die mannshohen Kaktusen; und manchmal sprach ein Opopsum aus dem nächtlichen Garten ins Licht der Beranda, um rasch wieder im Dunkeln zu verschwinden.

Rund um Menschen und Dine

Der Australier. Er ist kein Mastenmensch (sehr im Gegensatz zum Engländer). Offen wie kein Gesicht, ist sein Urteil gerade heraus. Er laßt seine Meinung, ohne den berühmten „Blatt vor dem Munde“. Der Engländer findet das Hofing und verwehelt die ehrlche Grobheit mit Ungeheftlichkeit. Gemüß, der Durchschnittpunkt der australischen Städte. Hier wundert sich noch über die Weitläufigkeit der australischen Städte. (Die paar Duzend Mietskasernen, meist für Sunagellen oder kinderlose Ehepaare, spielen prosentual keine Rolle. Aber ausschlußreich bleibt, daß 41 Prozent der Bevölkerung im eigenen Hause und nicht in Mietswohnungen in Brisbane diese Zahl auf 61 Prozent (!) steigt.) Die City selbst ist Geschäftszentrum: Büros, Banken, Warenhäuser, Hotels, Post und Regierungsgebäude. Alles geballt auf engstem Raum zwischen Circular Kai, der Hafenfront, und dem Zentralbahnhof. Und dennoch inmitten der City wunderbare Graslflächen, weite Parks: der Botanische Garten und die Domain. Stelle dir vor, in Deutschland kämen in der Mittagspause die Angestellten aus Büros und Geschäften, um sich auf den Kalen der Parks zu lagern und hier zu weipern. Es schadet nicht dem Hofen und nicht den Blumen daneben, und da der Schatten unter den Bäumen ebenso wie das Trintwasser aus besonderen Brunnen für alle und jeden. Ein „Es ist verboten“ ist hier unbekannt. In der Domain wiederum, da tummeln leben Sonntag sich — Erinnerung an Ende Park — die „Seifenküchen“-Küchen; verlinken mit rauber Stimme alle rellidien — und politischen Erganellen; und interessierte Hörer finden sich hier ein. Kein Versammlungsort außer freiem Himmel, wie im fetteren Vaterland. Allerdings auch keine Messer und Pistolen, die als Beweismittel angewandt werden von neilichen — Söldnerbewohnern.

Die Schichtung der australischen Arbeiterschaft ist eine andere als die der europäischen, insbesondere der deutschen. Die werklliche Klasse ist in diesem Lande alles andere als vierte Klasse; sie ist, wenn überhaupt von Klasse gesprochen werden kann, die erste. Denn es gibt nicht die Abgrenzung: hier Befühender — dort Proletariat. Damit ist nicht gesagt, daß es nicht Reiche und Arme gäbe. Aber der Unterschied zwischen Reichtum und Armut, zwischen Befühendem und „Enterbtem“ ist so: was der Befühende an elementaren Lebensgütern sich leisten kann, daselbe kann sich auch der Arbeiter leisten. „Wohnung, Essen, Wohnende, Sport, Pferderennen. Durch diese Angleichung der „unteren“ an die „obere“ Schicht, ist eine scharfe Trennung unmöglich. Auch äußert sich nicht die kaum sichtbar. Nach Feierabend oder am Sonntag ist der Arbeitnehmer nicht schlechter gekleidet als der Arbeiter; und der Strand, an dem beide haben, ist der gleiche, wie das Weckenbrennori, das beide erzieht, daselbe ist.

Das eben Gesagte gilt für den Mann, der in einem regulären Arbeitsverhältnis steht. Nicht aber für den Arbeitslosen. Er ist schlechter daran, als bei uns. Die Arbeitslosenaffen hier sind rasch (gegenwärtig 400.000!), daß jede Hilfe von Staatsseite bis jetzt Südwert blieb. In dem Uulak, Australien ein — Arbeiterparadies?“ sind Einzelheiten dargelegt.

Wie groß die Not ist, beweist die Anzahl der Bettler. Als ich im September hier ankam, waren sie eine Seltensheit; jetzt sind sie fast allenthalben zu sehen. Demals konnte man im Park nachts unbelästigt nach Hause gehen, aber schon zwei Monate später war es eine Unmöglichkeit. Seute ist es so, daß man am besten

Mittag um einen Schilling (nicht gerade allzu bescheiden im Vergleich mit dem heutigen Wert) angegangen wird. Ob Melbourne oder Sydney, es ist kein Unterschied. In den anderen Städten trat die Not nicht so offen in Erscheinung.

Bettler im „Paradies“. Spricht man darüber, hört man stereotyp: „Noch vor einem Jahr, da haben Sie keinen einzigen Bettler. Das ist jetzt nur die Folge der Depression. Sie wird bald vorüber sein.“ Kindliche Argumentation. Die Masse der Bevölkerung beweist nicht, was sich hier auswirkt, das ist keine vorübergehende Erscheinung; es ist der Beginn des Kampfes zwischen Kapitalismus und Arbeiterschaft.

Mitglieder der Gewerkschaften. Von rund 1 300 000 männlichen Arbeitnehmern sind etwa 774 000 organisiert, das entspricht einem Prozentsatz von nahezu 60. Von rund 127 000 weiblichen Angestellten sind fast 42 Prozent gewerkschaftlich organisiert. Ohne eine solche straffe Organisation würden die Arbeitgeber nicht die folgenden Löhne zahlen. Es verdient — 44-Stunden-Arbeitswoche — ein Bäcker (stets umgerechnet in Mark) zwischen 107 und 133 M., ein Schmied 109 bis 118 M., ein Schuhmacher 102,50 M., ein Seher 116 M., ein Anstreicher zwischen 106 und 115 M. usw. Diese Löhne sind Mindestlöhne, festgesetzt durch Schiedssprüche. Die Schwankungen beziehen sich auf die Einzelstaaten. So werden beispielsweise in New-Südwalles und Victoria höhere Löhne gezahlt als in Queensland, Tasmanien, Süd- und Westaustralien. Die Mindestlöhne richten sich nach dem Lebensmittelpreis; da er schwankend ist, ändern sich auch automatisch die Löhne.

In welchem Verhältnis steht nun die australische Lebenshaltung zur deutschen, da so hohe Löhne gezahlt werden. Sie ist 20 bis 30 Prozent teurer, aber dafür ist die Steuerbelastung viel geringer als bei uns. Kurz: der australische Arbeiter hat mehr an Lebensgenuss von seinem Lohn als der deutsche; noch immer mehr, trotz eines Lohnabkommens in einzelnen Staaten.

Zweikampf der Hengste

Von Manuel Dices (Manila)

Wie vor hundert Jahren oder vielleicht schon vor fünfhundert Jahren ist Davao, die weitestabgelegene Provinz der zweitgrößten Philippineninsel Mindanao, auch heute noch der Schauplatz der sonderbarsten aller Tierkämpfe, die es auf der ganzen Welt gibt. „Sport der Datus“ nennt man dort diese barbarischen Zweikämpfe, in denen edle, sorgfältig aufgezogene Hengste so lange gegeneinander kämpfen, bis ein Tier seinen Wunden erliegt, während die „Datus“, die mohammedanischen Fürsten Mindanaos, und einige amerikanische und japanische Plantagenbesitzer hohe Wetten über den Ausgang dieses unmenslichen Kampfspiels abschließen.

Seit Jahrhunderten ist dieser grausame, seltene „Sport“ auf den Philippinen in Uebuna. Niemand weiß genau anzugeben, woher er stammt und wann er eingeführt wurde. Wahrscheinlich bekämpften sich Zuchtbenagen zur Zerstreuung ihrer Eigentümer schon zur Zeit des Eindringens der Muselmänner auf die Suluinseln, also Jahrhunderte bevor die Philippinen im Jahre 1521 von Magelhaens für Europa entdeckt wurden.

Davao, die weitabgelegene Süddivision Mindanaos, der am wenigsten bekannten Insel der Philippinen, hat den alten Brauch bis heute bewahrt, obwohl die S.P.A., die amerikanische Vereinigung zur Bekämpfung der Grausamkeit gegenüber Tieren, auf den Philippinen durchaus nicht untätig ist und seit Jahren gegen Sabonen und Hundekämpfe einschreitet. Ja sogar der Stierkampf, der Nationalpastor der Spanier, ist auf diesen Inseln, die durch drei Jahrhunderte unter spanischer Herrschaft standen, und wo der Sport der Toreadores, Mataadores und Picadores in hohem Maße blühte, verboten.

Heute ist der Zweikampf der Hengste ausschließlich ein Sport der reichen mohammedanischen Fürsten der Philippinen; weder wird er in Provinzen mit christlicher Bevölkerung geübt, noch haben die mohammedanischen Massen an ihm teil. Es bedarf eines sehr beträchtlichen Vermögens, um einen der großen Zuchtställe mit arabischen und malaischen Rassen, die Voraussetzung dieses „Sports“ sind, sein eigen nennen zu können. Die mohammedanische Aristokratie trägt durchaus kein Verlangen, ihre Veranstaltungen der breiten Masse ihrer Volksgenossen zugänglich zu machen, und so sind einige wenige amerikanische und japanische Plantagenbesitzer die einzigen Außenstehende, die zu den Pferdekämpfen zugelassen werden.

Die Kampfregeln haben sich im Verlauf von Jahrhunderten fast überhaupt nicht geändert. Zwei „Datus“, die oft mehr als dreißig edle Vollblutbenagen besitzen, vereinbaren Zeitpunkt und Schauplatz des Kampfes und wählen drei Kampfrichter. Am Tage des Kampfes, der gewöhnlich auf einem kleinen Felsplateau am Meeresstrand stattfindet, treffen sich die Datus, ihre Freunde und die Kampfbenagen eine Stunde vor dem höchsten Stand der Sonne an der bezeichneten Stelle. Wetten werden abgeschlossen und aufgeschrieben, und während des kurzen Zeitraumes von zehn bis fünfzehn Minuten, die so ein Kampf dauert, ist schon manches Vermögen gewonnen und verloren worden. Denn der Datus ist ein geborener Spieler und es ist kein seltener Fall, daß er den fünften Teil seines ganzen Hab und Guts auf einen Hengst setzt.

Auf das höchste gespannt steht alles dem Beginn des Kampfes entgegen. Es gibt zwei Methoden, um die Hengste kampflustig zu machen. Die erste, die mehr Zeit verlangt, ist zugleich die weitaus interessantere. Sie setzt die Mitwirkung einer Stute aus dem Stall eines Datus voraus, dessen Pferde an dem Kampf nicht teilnehmen. So wird das „ewige Dreieck“ auf den Kampfplatz gebracht und es dauert nicht allzulange, bis die beiden Hengste in einen leidenschaftlichen Streit um den Besitz der Stute verfallen sind. Sind die Hengste einmal vom Kampfesgeist befeuert, so wird die Stute weggeführt, und die erbittert kämpfenden Tiere achten nicht einmal darauf, daß nun des Siegers gar kein Siegerpreis darbt. Der Zweikampf geht weiter. Mit Hufschlägen und Bissen gehen die beiden Gegner aufeinander los, keiner will einen Fußbreit zurückweichen.

Die zweite Methode ist noch brutaler. Ein Kampfrichter hält einen Spiegel in der Hand, und während die Hengste den Kampfplatz betreten, läßt er das Sonnenlicht in den Augen eines der beiden Pferde widerstrahlen. Der andere Hengst bemerkt das ungewöhnliche Funkeln in den Augen seines Gegners, glaubt sich zum Kampfe herausgefordert, und greift an. Und nun mennt sich die Regie neuerdings ein. Der Spiegel des Kampfrichters reflektiert das Sonnenlicht in die Augen des zweiten Hengstes und schon nach wenigen Sekunden ist ein leidenschaftlicher Kampf im Gange.

Von einem Bambusgerüst aus beobachten die drei Kampfrichter die Arena und achten genau darauf, daß sich keine „Regelwidrigkeit“ ereignet. So gilt es als „foul“, wenn ein Hengst die Kehle des Gegners durch Bisse oder Hufschläge verletzt. In diesem Falle wird sofort der Kampf abgebrochen und der Sieg dem verletzten Tier zugesprochen. Trotz der Brut der Kämpfer ist es den geübten Wärttern ein leichtes, die Hengste auseinander zu scheuchen. Die Hengste werden daher abgerichtet, ihre Angriffe stets gegen den Kopf, die Brust und die Kehle des Gegners zu richten. Kampfpausen sind nicht erlaubt, der Kampf geht so lange weiter, bis ein Tier kampfunfähig geworden oder eine „Regelwidrigkeit“ beantragen worden ist.

In der kleinen Stadt San Juan, in der Nähe von Casiguran in der Provinz Sorsogon, war ich Zeuge eines Hengstkampfes, der sonst in dieser Gegend nicht üblich ist. Aber die Tatsache, daß ein Hengst aus Batangas hierhergebracht worden war, erregte die Gemüter und bald hatte man dem fremden Pferd einen einheimischen Gegner gestellt. (Die Pferde aus Batangas im mittleren Luzon sind die klügsten und kräftigsten auf den Philippinen und haben bei den Pferderennen in Manila die meisten Siege errungen.)

Mit Hilfe einer Stute wurde die nötige Kampfsimmung erzeugt. Zuerst schienen die Hengste mehr verärgert als zornig; aber langsam erhiteten sich die Kämpfe. Der Batangas-Hengst, bebender und kräftiger als sein Gegner, war zunächst im Vorteil. Aber der einheimische Hengst konzentrierte seine Angriffe gegen die Kehle seines Gegners und durch mehr als zehn Minuten kämpften die beiden Tiere wütend mit Bissen und Hufschlägen gegeneinander. Schließlich sank der Hengst aus Batangas in die Knie und das Pferd des San Juaner Datus schnappte zu. Ueber den ganzen Kampfplatz wälzten sich die beiden Rasse; aber der einheimische Hengst ließ die Kehle des Gegners nicht locker. Es war ein grauenvoller Anblick. Der Besitzer des Batangas-Hengstes machte ihm ein Ende, indem er sich als besiegte erklärte. Weitere Verletzungen, so fürchtete er, würden die Karriere seines Vollblutbenagen, von dem er viel bei den Rennen von Manila erwartete, für immer ein Ende setzen.

In Davao, wo die Hengste eine besondere Ausbildung für den Kampf erfahren, wäre ein solcher Abschluß unmöglich gewesen. Der Zweikampf der Hengste wird dort nur durch die Flucht oder die völlige Kampfunfähigkeit eines der beiden Tiere beendet. Die Tatsache, daß jeder Hengst über viele tausend Pejos, die auf ihn geleitet wurden, entscheidet, macht es dem Eigentümer unmöglich, früher die Niederlage seines Tieres zuzugeben. Nicht nur sein eigenes Geld, sondern auch das seiner Freunde steht auf dem Spiele. Was bedeutet demgegenüber das Leben eines Pferdes? In Davao werden die Pferde fast von Geburt für Kampf und Angriff abgerichtet. Als Mischung arabischen und malaisischen Blutes vereinigen sie in sich die Schnelligkeit des arabischen Vollblutes und die Widerstandskraft der malaisischen Hengste. Und das beständige Training im Laufe der Jahrhunderte hat aus dieser Mischung die unbefruchteten Herren der Arena gemacht.

Nicht nur die Abwesenheit der Gegenden, wo dieser grausame Sport betrieben wird, und die Tatsache, daß nur wenige Auserwählte zugelassen werden, sind die Gründe, warum die Regierung bisher gegen diesen unmenslichsten aller Tierkämpfe nicht eingeschritten ist. Die Regierungsbehörden der Philippinen scheuten sich bis nun, ernsthafte Schritte gegen einen seit Jahrhunderten unter ihren mohammedanischen Mitbürgern eingewurzelt Brauch zu unternehmen.

Es bleibt abzuwarten, ob es dem Einfluß der amerikanischen Tiergesellschaften schließlich doch gelingen wird, ein Verbot des „Sports der Datus“, der, Jahrhunderte geübt, den Stierkampf weit möglich an Grausamkeit noch übertrifft, bei der Regierung der Philippinen durchzusetzen. (Autork. Uebersetzung v. E. Korten.)

Monte-Christo

Von Albert Hausenkeim, München

Aus den blauen Fluten des Ligurischen Meeres, 45 Kilometer von Elba, steigt eine kolossale Granitmasse 644 Meter über den Wasserpiegel empor. Das zur italienischen Provinz Livorno gehörige Felsenland ist heute nur von wenigen Fischerfamilien bewohnt und trägt außerdem ein königliches Jagdschloß. Denn seit dem Jahre 1909 verdingt Viktor Emanuel III. von Italien, der dann und wann die Einsamkeit liebt, auf dieser ungefähr zehn Quadratkilometer großen Insel, die gleich weit von der korinthischen wie von der italienischen Küste entfernt ist, zwanglose Tage der Erholung. Seit dem genannten Jahre ist der König auch Eigentümer dieser weltabgeschnittenen Insel Monte-Christo, die im Mittelalter ein Camaldulenserloster trug, dessen Kirche noch steht. Unsterblich aber ward der Name des Inselmens durch den weltberühmten Roman des Franzosen Alexandre Dumas, des „Vaters“ (1803-1870), dessen Werk „Le comte de Monte-Christo“ eines der herausragendsten und am meisten gelesenen Erzeugnisse der Weltliteratur ist.

Diese Insel ist an und für sich gewiß bedeutungslos. Aber das beispiellose Erzählertalent eines Alexandre Dumas hat ihr zum Welttrium verholfen. Es ist in der Tat eine „literarische“ Insel, ein abgelegener Weltenwinkel, den schriftstellerische Phantasie, die selbst die kühnste Einbildungskraft überflüssig, vollständig gemacht hat. In Wirklichkeit ist nur ein unfruchtbares Stückchen Land inmitten des Mittelmeeres. Sat aber eine Dichtung einmal hintereinander mehrere Generationen entzündet und begeistert, so werden ihre Gestalten gewissermaßen historisch. Und das ist hier unbedingt der Fall.

Monte-Christo hat heute getrost königliches Eigentum sein. Trotzdem schwebt über dem Elend der Schatten Edmond Dantès', der das Geheimnis des Schates hütet, das ihm der Abbe Faria vermachte hat. Dantès ist der eigentliche, wenn auch unsichtbare Herr der Insel. Und ungeachtet der einwandfreien Erwerbsurkunde des italienischen Königs und obwohl Monte-Christo heute nimmer so ganz geheimnisvoll ist, bleibt es das wunderbare Land, von wo aus Dumas' Held, der Geheiter über unermeßlichen Reichtum, der ihm geradezu Allmächtigkeit verleiht, sein düsteres Raubgewerk betreibt...

Man denke nur an die Grotte im unterirdischen Palast, wo Dantès Franz empfängt, dem man, bevor man ihn dort hinein führt, die Augen verbunden hat, und wo er, nachdem man die Binde entfernt hat, von einem Entäulden ins andere gerät, als er von dem mit köstlichen Purpurstoffen ausgeschlagenen Empfangsraum aus den Speiseaal aus Marmor betritt, wo zwei Bildsäulen Körbe voll herrlicher Früchte tragen. Erstling der Name Monte-Christo, so fallen einem eine Menge ebenio fesselnder wie unwahrscheinlicher Abenteuer ein, fesselnd, weil sie keinen Schimmer von Wahrscheinlichkeit auf sich haben und uns gerade dadurch mitten hinein ins Traumreich führen.

Die Menschen bewahren denjenigen ein gewisses Maß von Erkenntlichkeit und Dankbarkeit, die, wie Dumas, so außerordentlich an ihrer Unterhaltung betrunken und es verstanden haben, in ihnen einen gewissen Nervenkitzel zu erregen. Der Ort, wohin die Dichter ihre Handlungen verlegen, wird ihr Eigentum, hauptsächlich wenn er dunkel und unbekannt war. Aber muß er denn unbedingt in der Ferne liegen? Dieser phantastische Heldentoman von Monte-Christo hat sich allmählich geradezu in eine Legende verwandelt. Wird einem nicht schon im Hafen von Marseille geheimnistuerlich das düstere Schloß St. Geroge, der schaurige Kerker des Abbe Faria und Dantès, wo deren Freundschaftsbund besiegelt ward? Und der rein erlösende, in seiner Art aber wuchtig wirkende Roman, hat er nicht solche Erinnerungen in unserer Seele zurückgelassen, daß man, wie man auch ein noch so großer Stetiker sein, gerührt und neugierig zugleich, diesen Ort betrachtet, wo so merkwürdige Vorworte als wirklich geschehen angesehen werden? Es ist dies geradezu, wie wenn man uns an den ungläubwürdigen Gerbe Hamlets zeigt, oder wenn man uns an den Fluß führt, in welchem Ophelia sich ertränkte, sie, die doch einzig und allein dem Dichtergenie eines Shakespeares ihr Dasein verdankt! Doch kehren wir zu unserem Monte-Christo zurück!

Das wirkliche Monte-Christo war jenes Haus in der Umgebung von Saint-Germain, das der Romanschriftsteller Dumas, verschwenkerisch wie er nun einmal war, für sich hatte erbauen lassen, wofür er Summen ausgab, ohne im mindesten zu rechnen, wo er jedermaßen gastfreundlich aufnahm, Freunde wie zweifelhafte Charaktere, ja selbst Unbekannte, das er aber leider nur wenige Jahre sein eigen nennen durfte. Der gute Alexandre Dumas war nämlich geradezu prunkliebend wie sein Held Edmond Dantès; aber — und das war der Haken! — er besaß dessen unerhöfliche Reichtümer nicht.

Folgendes typische Geschehnis aus jener Zeit mag der Bergeslenheit entrisen werden.

Ein paar Tage, bevor der Schloßherr von Monte-Christo Saint-Germain verlassen, bevor er sich, wenigstens auf kurze Zeit, mit einer bescheideneren Behausung begnügen mußte, frühstückte er mit seinem Sohn, der damals noch ein Kind war, als Florentino kam, der mit ihm zu sprechen hatte.

Der Kritiker schaute neugierig auf einen Teller, der auf dem Tisch stand und in welchem zwei häßliche, ganz zusammenge-schrumpfte Pfäumen lagen.

„Nehmen Sie eine davon!“ sagte Dumas zu seinem Gast. Und als Florentino die Frucht zum Munde geführt hatte und eine Grimasse schnitt, lautete der Dichter:

„Sie haben soeben 100 000 Franken verpeißt!“

„Wie denn?“

„Ganz einfach. Das ist alles, was mir von Monte-Christo bleibt, und der Obstgarten von Monte-Christo hat mich 200 000 Franken gekostet. Folglich stimmt die Rechnung.“

Die verbürgte Geschichte von Monte-Christo, diesem Schloß, das schließlich von einem amerikanischen Zahnkünstler erworben wird, ähnelt ebenfalls einem Roman. Das Geld stramm zwischen Dumas' Fingern. Er verdiente bedeutende Summen und war dennoch stets knapp bei Kasse. Ein großes sorgloses Kind, war er unfähig zu jeder feinen Berechnung und Ueberlegung. In Monte-Christo hielt er in gewisser Art Hof, dessen Wichtigkeit ihn amüsierte. Er hatte alle Launen und ließ sich nach Kräften schröpien. Leute, die er niemals geliebt, fanden bei ihm Einlaß, machten sich in den Räumen des Schloßes Monte-Christo breit und wichen nimmer vom Platz. In dieser Hinsicht war er ganz wie sein berühmter Geier Suartha, den er seiner Zeit in Klavier um 15 Franken gekauft hatte. Dieser Vogel kostete ihn mehrere Tausende Franken für Transport, Ueberführung und Entschädigungen an diejenigen, die sich über ihn beschwerten oder wenigstens vorgaben, die Opfer dieses unangenehmen Tieres geworden zu sein.

Alexis, ein Keger, der, wer weiß woher, gekommen, war als Wärter seiner Menagerie angestellt worden, und Alexis, der zu nichts zu gebrauchen war, wuchs sich allmählich zum kostspieligsten Diener aus. Ich weiß nicht, wer das Wort geprägt hat: „In Frankreich steht die öffentliche Meinung stets auf seinen Füßen“, weil man immer die stille Hoffnung hegt, mit diesem teilen zu dürfen.“ Das war bei Alexandre Dumas der Fall, der sich auf so kluge Weise für andere ruinierte, daß, im Grunde genommen, seine einzigen wirklichen Bedürfnisse in einem Tisch aus weißem Holz, einem Best Papier und einer Flasche Tinte bestanden...

Den Dumas von Monte-Christo erkennt man auch aus folgendem hübschen Stützchen:

Er hatte einen Schuster, der ihm eines schönen Tages eine Rechnung über 200 Franken überreichte. Dumas schuldete seinem Schuhmacher indes niemals diesen Betrag. Aber da ihm dieser Mann nun schon einmal seine Rechnung ausgestellt hatte, empfing er ihn lächelnd, führte ihn im Schloß herum, ließ ihn die wertvollen Arbeiten sehen, welche Leute, die soeben aus dem Orient gekommen waren, fertigstellten, und ließ ihn schließlich noch zum Frühstück da. Er aß alle Freiheiten, durfte seltene Blumen pflücken, man besaß ihn auch zum Mittagessen, er ward königlich bewirtet, und Dumas brachte ihn abends an den Bahnhof zurück, wo er ihm noch einen oder zwei Louisdor für die Reise einhändigte.

Obwohl jedoch der Handwerker also seinen Sonntag im Schloß Monte-Christo angenehm auf Millionärsfuß verlebte hatte, ließ er doch die Unverfrorenheit, Dumas Schuldscheine unterzeichnen zu lassen, worin die Kosten begriffen waren. Denn die Rechnung war nicht bezahlend worden. Der Verlust des Schriftstellers fiel dadurch im Verlauf einiger Jahre auf 6000 Franken!

Bei dieser finanziellen Mißwirtschaft war die Katastrophe unvermeidlich. Aber Dumas bekümmerte sich nicht gar sehr, als er um den Besitz von Monte-Christo kam. Er dachte nur, er sei jetzt dessen Herr, und irrendwie ein anderes Vermögen zu erwerben.

„Monte-Christo“ war übrigens auch der Titel einer von Dumas ins Leben gerufenen Zeitung, worin er jedoch mit seinem dichterischen Feuer bedeutend weniger verschwenderisch umging, als er es mit seinem Geld getan hatte. Nach kurzem Bestehen ging dieses Blatt, ebenio wie der „Mousquetaire“, wieder ein.

„Monte-Christo!“ Das war ein Zaubername! Und er ist es heute noch. Und wie es sich eigentlich von selbst versteht, sollte sich der König von Stalien daran erinnern, das Alexandre Dumas in den Augen der ganzen Welt der wirkliche Beherrscher der Peninsul ist, und es wäre vielleicht ein ganz hübscher Akt der Pietät, wenn er in der Nähe der berühmten Grotte dem Andenken des großen Franzosen ein Denkmal errichtete...

Das letzte Abendrot umloht die Punta del Diavolo. Unser weißer Dampf aber trägt uns weiter an Nordwesten, dem gästlichen korinthischen Hafen von Kaffa entgegen. Die Insel Monte-Christo verliert allmählich in den Wellen des Meeres unserm Blick, der Name Monte-Christo aber ist unverwundlich, genau wie der Name Alexandre Dumas', der dem Elend zur Unsterblichkeit verhalf.